

schöne Geschichte vom lieben Heiland, wie er in der ersten Weihnacht zur Welt gekommen und als ein armes kleines Kindlein in einem Stalle gelegen sei, und wie er nun in aller Herrlichkeit und Seligkeit des Himmels noch an alle Kinder denke auf der weiten Welt, wie man ihnen den Christbaum anzünde, als ein Zeichen, wie ihnen droben im Himmel einmal noch viel, viel größere Herrlichkeit und Lieblichkeit bereitet sei beim lieben Gott, wenn sie ein fromm und folgsam Herzlein bewahren. Als die Lichtlein erloschen waren und die Mutter Margret sie in ihr Bettlein gelegt, da betete sie noch mit ihr das schöne Lied: „Hallelujah, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren,“ das Kind war müde vor lauter Freude, kaum konnte sie noch den Schluß sagen:

Liebster Heiland Jesus Christ,
Der Du unser Bruder bist,
Dir sei Lob, Preis und Ehre!

so schlief sie schon ein.

Auch die arme Mutter war gar schwach und müde, sie konnte kaum noch dem Kranken sein Tränklein bereiten für die Nacht und ins Bett kommen; sie schlief schwer und unruhig. Der Vater konnte nicht schlafen, sein Husten plagte ihn so, er faltete seine magern Hände und betete leise, der liebe Gott wolle sich seines Kindes annehmen, wenn es vielleicht bald allein sein sollte auf der Welt.

Margretchen allein.

Nicht lange mehr hatte Margretchen der Mutter helfen können im Laden, und es war das leztmal, daß sie Lichtlein vertheilen durfte am Christabend.

Bald nach Neujahr war der Vater immer schwächer geworden, und am Tage, wo man ihn begrub, konnte die Mutter nicht mehr vom Bett aufstehen, die Leute sagten: es sei ein Zehrfieber, das habe sie von ihrem kranken Mann geerbt. Der Laden hatte ihnen nicht eigen gehört; da zogen fremde Leute herein und die kranke Frau mit dem Kind wurde in ein Kämmerchen oben im Hause gebracht. Da saß denn das kleine Mädchen bei der kranken Mutter viel Wochen lang; die armen Leute, die im Haus und in der Nachbarschaft wohnten, brachten ihr eine Suppe, etwas Milch oder Kaffee; und am Ende bekam die Kranke noch heftiges Fieber und kannte nicht einmal ihr eigenes Kind mehr. An einem Morgen, es war im Herbst gewesen, lag sie bleich und still, so wie der Vater an dem Tag gelegen war, als sie ihn in den Sarg gelegt hatten.

Der Armenarzt, der hie und da die kranke Frau besucht hatte, kam am Morgen; ein ganz schmales Streifchen Sonnenlicht fiel oben durch das kleine Fenster auf das blasser Mägdelein, das auf dem Schemel neben dem Bette saß.

„Was ist's, Kind? Deine Mutter ist ja todt?“ sagte der Doktor.

„Die Engelein werden sie heut Nacht geholt haben,“ sagte Margretchen ruhig, „zum lieben Vater, aber ich weiß nicht, warum mich der liebe Gott nicht auch hat holen lassen, ich bin ja so

allein.“ Und jetzt erst fing das Kind bitterlich zu weinen an. Die Wäscherin im Nebenhaus wollte sie mitnehmen, das Kind aber wollte nicht fort von der todtten Mutter, es blieb auf dem Schemel sitzen, bis man die Leiche in den Sarg legte und hinaus trug. Frau Bendel, die Wäscherin, zog der Kleinen ein schwarzes Tüchlein und eine schwarze Schürze an, die ihr mitleidige Leute für sie geschenkt hatten, und nahm sie an der Hand, daß sie mit ihr den Sarg auf den Friedhof begleiteten durfte.

Es war dem Kind gewesen wie ein Traum, als man nun auch ihre liebe Mutter hinuntergesenkt hatte unter die schwarze Erde; sie konnte es nicht recht fassen, aber sie war jetzt nicht so traurig wie vorher am Bett der todtten Mutter, denn es war noch so schön grün, die Sonne schien hell und warm und ein spätes Vöglein zwitscherte noch auf einem Apfelbaum; Margretchen war gar lange nicht mehr draußen gewesen.

Es fiel ihr ein, wie die Mutter ihr einmal gesagt hatte als sie schon krank lag: „wenn ich auch von dir fort muß, so will ich den lieben Gott recht bitten, daß er für dich sorgt,“ und sie konnte nicht so weinen wie die wenigen armen Weiber, die mit gegangen waren und die so mitleidig auf das arme Kind blickten, sie dachte: „Die Mutter ist jetzt beim lieben Gott, die wird's ihm schon sagen, vielleicht holt er mich auch bald.“ Margretchen wußte noch nicht, was Sterben ist.

Margretchens Eltern waren sehr arm gestorben; was noch da war, hatte nicht gereicht, um den schuldigen Pachtzins für den Laden zu zahlen. Sie hatten gar keine Verwandte, und auch der Kaufmann, bei dem früher der Vater gedient, lebte nicht mehr. Man wollte das Kind in's Armenhaus bringen; Frau Bendel, die Wäscherin, sagte aber, es wäre doch Schade, dort seien die Kinder gar roh und ungezogen, sie wolle das Kind behalten gegen ein kleines Kostgeld. Man ließ es gerne bei ihr, weil sie für eine brave Frau galt.

Die Wäscherin plagte auch Margret nicht. Wenn sie daheim war, so wusch sie das Kind sauber und kämmte sein Härtchen, sie schnitt es ihm immer kurz ab, weil sie nicht Zeit hatte, ihm Zöpfchen zu flechten, und zog sie ordentlich an. Aber sie war gar selten daheim, fast jeden Tag mußte sie fort zum Waschen; sie ging dann schon früh vor Tag, wenn Margrete noch lange schlief, dann mußte das Kind sehen, wie es allein aus dem Bett und in seine Kleider kam. Auf den Herd im Hausflur hatte die Wäscherin ein Töpfchen Milch gestellt und ein Stück Brod dazu gelegt, davon konnte sie essen und trinken, aber oft wurde sie doch nicht satt und konnte Abends nicht schlafen vor Hunger, bis Frau Bendel heimkam. Sie brachte dann fast immer noch Essen mit, das sie der Kleinen wärmte, eh sie einschlief und sagte: „wart' nur, wenn du groß bist, dann darfst du mit fort in's Waschen, da kriegst dann gutes warmes Essen.“ So gar erstaunlich freute sich die Kleine aber nicht auf die Zeit, wo sie selbst mit waschen dürfe; sie hatte einmal Frau Bendel in einer Waschküche besucht, da war's dunkel und feucht gewesen vom Waschdampf, ihre kleinen Füße waren naß geworden von der Brühe, die auf dem Boden lief; die Körbe mit schmutziger Wäsche und der große Zuber mit Seifenschaum hatten ihr nicht besonders gefallen, sie hatte sich verwundert,

daß die Waschweiber so vergnügt zusammenplauderten und war froh gewesen, als sie wieder heraus kam.

So lang das Wetter im Herbst noch nicht kalt war, durfte Margret, wenn sie allein war, auf die Straße heraus, auch wenn Frau Bendel fort war. Die armen Leute in der Nachbarschaft hatten Mitleiden mit dem verwaisten Kind, sie bekam da und dort einen Apfel oder ein Stück Brod und spielte oft mit den andern Kindern; doch waren die meist sehr zerlumpt, so daß sie nicht gern zu viel mit ihnen sein mochte; die selige Mutter hatte sie immer so säuberlich gehalten.

Gabriele.

Margretchen war fast noch gar nie über die enge Gasse hinausgekommen, in der die Eltern gelebt und wo jetzt auch Frau Bendel wohnte. Nur ein klein wenig konnte sie sich's noch denken, wie sie einmal mit Vater und Mutter einen Spaziergang gemacht hatte weit hinaus, wo grüne Wiesen waren und gelbe Blümchen darauf, von denen sie einen ganzen Strauß hatte selbst pflücken dürfen. „Gehen wir nicht auch ein einzigesmal auf eine so schöne Wiese?“ hatte sie ein paarmal Frau Bendel gefragt. „O Mäde, da ist's grausig weit!“ hatte die gesagt; „auf den Sommer einmal, am Sonntag, jetzt hab' ich keine Zeit, hab' zu viel zu flicken, wenn ich daheim bin.“ Nun schien einmal Nachmittags die Sonne so gar schön warm und die Kleine saß allein auf der Bank vor dem Hause. Da gelüstete sie's, sie möchte doch wohl sehen, wie's draußen sei; so ging sie denn die Gasse hinunter, in eine andere Gasse, da war's nicht viel schöner, weiter, immer weiter, es wurde ihr fast bang unter den fremden, hohen Häusern: „Wo geht's denn hinaus?“ fragte sie endlich einen Mann. „Wo 'naus?“ fragte der. „Ach, wo die Wiese ist!“ sagte Margretchen. „Schafft deine Mutter vielleicht draußen in den Gärten?“ sagte der Mann, der nicht recht wußte, was das Kind wollte; „da, geh nur gerade die Gasse hinunter, so kommst du hinaus, finden wirst sie schon.“

Auf die Wiese kam nun Margret nicht, aber in die Vorstadt, wo auf einer Seite neue, freundliche Häuser standen, und auf der andern schöne Gärten, — es kam dem Kind ganz wunderbarlich vor und wurde ihm fast schwindlich in der Helle, da sie nur die trübe Gasse gewöhnt war. Auf einmal blieb sie ganz verwundert stehen vor einem Haus, das ganz besonders schön und freundlich in einem Garten stand, so schön hatte Margretchen doch in ihrem Leben nichts gesehen! Ein niedriger schwarzer Zaun schloß den Garten gegen die Straße ab, frische grüne Rasenplätze waren auf beiden Seiten und Blumenstücke mit prachtvollen Georginen und schönen brennendrothem Geranium dazwischen, ein Springbrunnen stieg mit einem dünnen silbernen Strahl in die Höhe und nah am Haus da waren noch die aller schönsten Blumenstücke.

Das Haus war wie ein Schweizerhaus gebaut mit einem Balkon und zierlich geschnitztem Dach; vor dem Haus zwischen den Blumen stand ein Tischchen, und darauf allerlei gute Sachen; auf einem Rohrstuhl saß eine schöne Frau, und daneben in einem weichen Lehnstuhl, mit rothem Sammt gepolstert, ein kleines Mädchen, nicht viel größer als Margret, mit einem schneeweißen, zarten